Die Neue Welt

Nr. 43 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

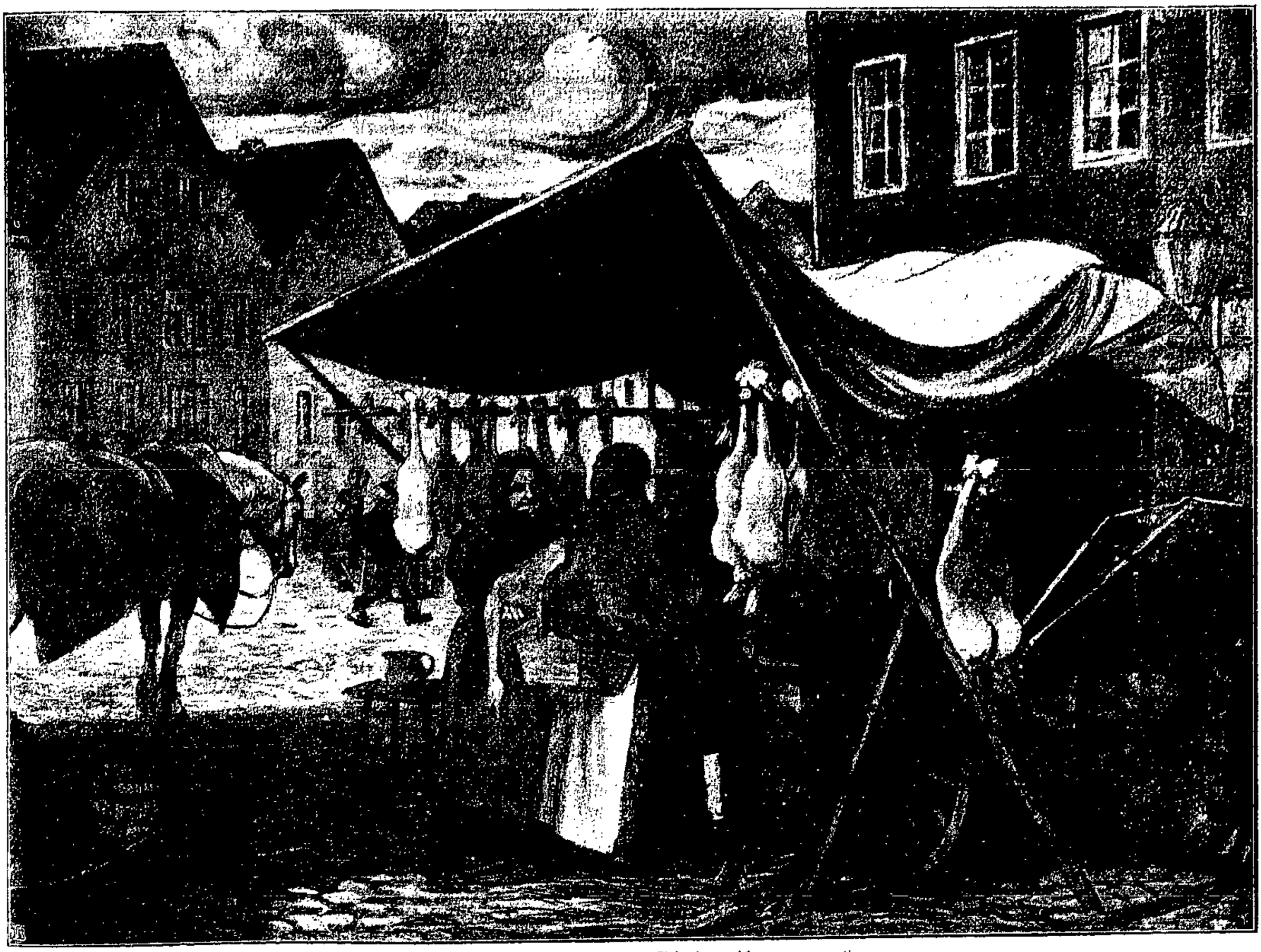
Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautzky.

(Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Kirchweihfest! Einst von den Bischöfen als religiöser Gedenktag der Einweihung einer Kirche eingeführt, die zu jenen Zeiten ein Ereignis für den ganzen Gau war, bedurfte man, um es alljährlich zu begehen und einen Strom von Menschen herbeizulocken, weiterer Zugmittel. Ein Jahrmarkt schloß sich naturgemäß daran und Kirchweih wurde so zu einem Fest ungebundener Lust, fetter Freuden. Das Aufgebot erging an Alt und Jung, an Hoch und Niedrig, und da war niemand, der sich dem zu entziehen vermochte oder auch nur wünschte. Und der Klerus tolerierte nicht nur, er begünstigte diese Feste. Wenn Kirchenfeste zu Volksfesten werden, dann wird die Skepsis vergebens daran



Ilse Schütze-Schur: **Gänsemarkt.**

rütteln, dann sind sie unantastbar auf Jahrhunderte hinaus. Ein feierliches Hochamt, von mehreren Priestern im Festornat zelebriert, leitete den Tag ein. Die Kirche vermochte die Zahl der Gläubigen, die von der ganzen Umgegend herbeiströmten, kaum zu fassen. Im höchsten Staat pflegten sie zu erscheinen. Damals wäre niemand daheim geblieben. Die Weiber in den schönen buntfarbigen Tüchern und Damastschürzen, aus schwerer Seide, die ihre Mütter und Großmütter schon getragen, vielreihige Perlen um den Hals, mit schwer vergoldetem Schloß, die Männer in den langen, kaftanartigen Röcken mit Silberknöpfen auf Rock und Weste, die breitrandigen Felberhüte auf den scharfmarkierten Köpfen, eine wahre Augenweide, wenn man sie paarweis daherschreiten sah.

Und sobald die Orgel ausgeklungen, trat der Bajazzo die Herrschaft an. Auf hoher Tribüne vollführte er seine Schwänke, und die dichtgedrängten Zuschauer lachten und brüllten vor Vergnügen. Und da waren Zahnreißer und Quacksalber, und in den geöffneten Buden zeigte sich den staunenden Blicken der Dörfler und Kleinstädter das Neueste und Sehenswerteste. Die Marktschreier boten hier die Herrlichkeiten der Welt aus.

Daran schloß sich ein Fressen, eine Völlerei ins ungemessene. Wurde doch schon Tage vorher gesotten und gebacken, und Anstand und Sitte geboten, diese selbstverfertigten Erzeugnisse der Kochkunst bei Freunden und Verwandten herumzuschicken, von denen man ein gleiches erwartete. Selbstverständlich ließen sich die Hausfrauen nicht spotten, ja, eine wollte es der anderen zuvortun. Berge von Eßwaren häuften sich. Schon am Nachmittag begann Musik und Tanz. Die Alten aßen und zechten und die Jungen schonten weder ihre Kaumuskeln noch ihre Beine, und Gestampfte und Schuhplattler wurden getanzt bis zum frühen Morgen.

So war es ehedem seit undenklichen Zeiten gehalten worden.

Aber unsere schöne Welt hat durch die technische Entwickelung einen Riß erhalten, der alles ins Wanken bringt, und diese revolutionäre Kraft wird nicht mehr zur Ruhe kommen, sie wandelt Verhältnisse und Menschen, läßt neue Bedürfnisse entstehen und schafft neue Ideale. Sie dringt überall ein, die entferntesten Gebirgsdörfer werden durch sie erschlossen. Der jetzige Konservativismus muß vor ihr weichen und sie manifestiert sich im Großen wie im Kleinen. Der Kirtag, der Jahrmarkt sind in Gefahr. Auch die Dörflerin kleidet sich heute modern. Ihr Putz ist nicht mehr für den sonntäglichen Kirchgang allein, vielmehr für einen Besuch in der Stadt berechnet. Alle Wünsche und Berechnungen gehen dahin. Selbst die Minderbemittelten besorgen ihre Einkäufe in der Stadt, wo sie in den neu errichteten Warenhäusern alles beisammen finden, dessen sie bedürfen.

Und in welcher Auswahl und Güte! So billig, daß die Bahnfahrt dagegen nicht in Betracht kommt. Die Wohlhabenden aber benutzen mit Wonne die Gelegenheit, ein Theater oder den Zirkus zu besuchen. Die Jahrmarktsware entlockt diesen nur mehr ein Lächeln der Geringschätzung — der Bajazzo wird nur mehr von den Kindern belacht. Selbst die Quacksalber und Zahnbrecher haben ihre Kundschaft eingebüßt. Die Bäuerinnen aus dem Salzburgischen brauchen Kunstzähne und den Zahntechniker. Sie leiden monatelang Zahnschmerzen, bis sie soviel zusammengespart haben, um ihn aufzusuchen. Der entfernt die verfaulten Stumpfen, setzt eine Brücke ein, und nun lachen sie wieder und zeigen mit Stolz ihre teuren Zähne.

Ach, alles ist anders geworden! Auch das gute Selbgebackene ist aus der Mode gekommen. Der „Zuckerbäcker" stellt das Backwerk zwar schlechter, aber billiger her. Man verschenkt und verschickt nichts mehr. Jeder ist froh, wenn er selbst einmal was Gutes zum Beißen hat. Der Tanzboden ist nicht mehr so stark besucht. Die männliche Jugend ist in der Stadt und die Bauernbuaba haben nägelbeschlagene Stiefel und selbst für eine Dorfschöne zu schlechte Manieren.

Da wird der Schuhplattler, wenn man ihn haben will, von dem Friseurgehilfen getanzt, der sich dafür honorieren läßt, und seine Partnerin im Wechselgesang ist irgendeine fesche Godl, die, ihrer Stimme und hauptsächlich ihrer Keckheit wegen bereits von einer Tirolergesellschaft engagiert war. Das Urwüchsige verschwindet und was einst von sozialer Bedeutung und für das Landvolk eine Notwendigkeit gewesen war, ist zu einer läppischen Farce herabgesunken, zu einem Betrug an den ärmsten und rückständigsten Elementen des Dorfes.

Man erzählte sich, die Behörden würden künftig die Abhaltung von Jahrmärkten nicht mehr gestatten, und dieser sollte der letzte in St. Bonifaz sein.

Um so lustiger sollte er diesmal gefeiert werden. Schon war in dem katholischen „Pilger" Reklame dafür gemacht, die kleinen Ortschaften zur Teilnahme aufgefordert worden.

Der Tag war sonnig und klar.

Die Kirchenglocke läutete zum Hochamt.

Ihre langsamen Schwingungen schallten in vollen tiefen Tönen über den See.

Als Peter sein luftiges Quartier, die Leiter herabsteigend, verließ, fand er die Straße von Landleuten belebt, die dem Dorf entgegeneilten.

Vor der aufgepflanzten Tafel machten sie Halt und buchstabierten die Aufschrift: „Dieser Bauplatz ist zu verkaufen."

Diese Mitteilung und noch mehr die Art der Bekanntmachung schien sie lebhaft zu beschäftigen, man konnte es aus ihren Gesten entnehmen. Sie schien ihnen nicht zu behagen, kopfschüttelnd gingen sie weiter. Peter schlug sich an die Stirne:

„Saperment!" Als er gestern abend nach Hause kam, hatte er sich in einem Glücksrausch befunden und auch die Tafel total vergessen. Er lachte, als er jetzt auf sie zuschritt, um sie zu entfernen.

„Jetzt ist er nicht mehr zu haben, der alte Stoanfelsen ist als Baugrund verkauft, alles verkauft!" Er pfiff einen lustigen Gassenhauer, während er den Pfahl aus dem Boden riß.

„So. Und jetzt bist Du kein angesessener Bonifazier mehr!"

„O du mein lieber Augustin, Augustin — alles ist hin."

Trällernd ging er längs des Sees dem Hotel entgegen. Doktor Schlosser und Frau erwarteten ihn bereits. Sie fuhren miteinander zum Notar nach Seekirchen, dem Marktflecken am unteren Ende des Sees. Der Kaufkontrakt wurde eingehend besprochen. Sobald er fertiggestellt war, sollte er beiden Parteien zur Unterschrift zugeschickt werden. Eine Anzahlung ward sofort geleistet. Damit war das Geschäft abgeschlossen.

Peter verhehlte nicht seine Befriedigung, als er das Geld zu sich steckte. Doktor Schlosser bemerkte es lächelnd.

„Jetzt haben Sie sich plötzlich in einen abscheulichen Kapitalisten verwandelt, Herr Gasser, ich bedauere Sie aufrichtig," spöttelte er.

Peter nickte ihm fröhlich zu: „Sie fürchten, es könnte mich als Sozialist in Verlegenheit bringen?"

„Logischerweise müßten Sie Ihren Reichtum mit Ihren Genossen teilen, denn sonst —"

„Ach, warum nicht gar," fiel ihm seine junge Frau in die Rede. „Es gibt jetzt so viele Genossen, was bliebe ihm denn davon übrig?"

Eine gewisse mitleidige Fürsorge sprach aus Ihrer Stimme, sie wirkte erheiternd. „Ueberhaupt, dieses Teilen finde ich zu abgeschmackt."

„Wer denkt daran, gnädige Frau, das ist eine Fabel, die man uns angedichtet hat und die längst widerlegt ist."

„Na, na!" Der Doktor machte eine Handbewegung, als wollte er sagen, laß es nur gut sein, so sprichst Du jetzt, weil Du was hast.

Peter erriet seine Gedanken. Sie bestätigten ihm, daß es hochgebildete und selbst wohlmeinende Leute gab, die infolge ihrer Klassenlage, die ihren Blick trübt, sich von den Anschauungen ihrer Klasse nicht loszumachen vermögen und für das größte historische Ereignis, die ökonomische Entwickelung der Kulturmenschheit kein Verständnis haben.

Die junge Frau aber fuhr in ihren wohlmeinenden Ratschlägen fort: „Die Hauptsache wird sein, Herr Gasser, daß Sie Ihr kleines Kapital gut und sicher anlegen."

„Ganz sicher, gnädige Frau, und noch dazu auf Wucherzinsen," versicherte Peter mit einem Lächeln, das nicht frei von Ironie war.

„Ich werde von nun an gleichsam in zwei Hälften geteilt sein, Kapitalist und Arbeiter in einer Person. Der Kapitalist, ungeduldig nach Gewinn, wird den Arbeiter ausbeuten wollen, und der Arbeiter wird von dem Kapitalisten Erleichterungen verlangen, Forderungen aufstellen, kurz, wir werden solange im Kampf miteinander liegen, bis das Kapital eine andere Form angenommen hat und daraus ein Gewinn erzielt wurde."

Die junge Frau lachte, sie wußte nicht recht warum. Doktor Schlosser aber bemerkte kühl:

„Sie haben Ambitionen, und wenn ich Sie recht verstehe, gedenken Sie eine Erfindung zu machen, oder vielleicht wollen Sie gar die Hochschule besuchen?"

„Ich will lernen, das steht fest."

„Und den Umsturz abschwören?"

„Was wäre damit gewonnen? Der vollzieht sich von selbst — er ist schon da."

„Schon da?" lispelte Frau Doktor und sah sich um, als stände er bereits hinter ihr.

„Beruhige Dich," spottete der Dozent, „der Kapitalismus herrscht heute noch uneingeschränkt", und zu Peter gewendet: „Sie werden doch zugeben, daß die kapitalistische Produktionsweise ihre Höhe noch lange nicht erreicht hat."

„Unsere Theoretiker sind anderer Ansicht. Sie meinen, das Problem des Sozialismus sei ökonomisch bereits lösbar; wann er ans Ruder komme, das sei nur mehr eine Machtfrage."

„Aber der Zeitpunkt, der Ihre Wünsche krönt, scheint mir noch sehr entfernt zu sein. Wir sind beide noch jung, aber wir dürften ihn kaum erleben."

Peter zuckte die Achseln.

„Jedenfalls werden wir diesen Zeitpunkt zu beschleunigen trachten."

„Er wird das Geld vertun," sagte die junge Frau zu ihrem Gatten, als sie die Kanzlei verließen und die Treppe hinunterstiegen, „der wird bald nichts mehr davon übrig haben, ich bin überzeugt".

Doktor Schlosser kaute an seinem Schnurrbärtchen, er sah verärgert aus.

„Wie man's nimmt, er wird seine revolutionären Genossen damit aufpäpeln, vielleicht die Legende von den wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus unter das Volk tragen, was kümmert's uns. Ich wundere mich nur, daß Du so gütig bist, Dich dafür zu interessieren."

„Du hast recht," entgegnete sie ganz beschämt, „es ist lächerlich".

Sie nahm seinen Arm und sie gingen stumm zwischen den Bäumen dahin. Plötzlich blieb sie stehen, und sich wendend, schaute sie über den See.

„Dort — dort wird es stehen, unser Haus — man wird es von hier sehen — ach, wie bin ich glücklich, Sigi, daß der Kauf zustande ge-

kommen ist — und billig, billig haben wir's bekommen — ein gutes Geschäft!" Und nun rechnete sie ihrem Gatten zum soundsovielten Male vor — wieviel preiswürdiger es sei als alles, was Agenten ihnen bisher angeboten, und die Millionärstochter fand ein so inniges Vergnügen darüber, daß sie einmal etwas nicht überzahlt hatte.

* * *

Gegen Mittag hatte der Jahrmarktstrubel auf dem Platz unter der Linde seinen Höhepunkt erreicht. Die noch anwesenden Sommerfrischler hatten ihm diesmal sein Gepräge gegeben. Es brachte Abwechselung in die Monotonie des Landlebens, und die Herrschaften waren durch ihre Jugend vertreten, die sich vollzählig eingefunden. Es entwickelte sich auch alsbald ein lebhafter Flirt, der zu übermütigen Possen verführte.

Die Pfefferkuchenbuden waren vorzugsweise umlagert. Die jungen Herren in Lederhosen mit der Feder auf dem Lodenhut kauften Mandelbusserln und lebzelterne Herzen für die jungen Damen — und diese papierne Trompeten und Trompeten und sterbende Teufel für ihre Anbeter, und alle zusammen Koriandoli, mit denen sie sich gegenseitig bewarfen.

Sie machten den größten Lärm und Spektakel, sie fühlten sich eben als die Herrschaften.

Die Landleute, die sich aus den benachbarten Dörfern eingestellt, hatten nach der Kirche sofort die Wirtshäuser aufgesucht. Die Bonifazier Bürger aber standen vor denselben, dem Treiben zusehend. Männlein und Weiblein in Gruppen gesondert. Jene die Pfeifen im Munde, diese nicht ohne Gespreiztheit sich gegenseitig musternd und plappernd. Wenige unter ihnen, und nur die „Minderen", trugen noch das große schwarzseidene Kopftuch. Bei den Wirtinnen gehörte es noch zum Metier, und die vom „Roten Rössel" trug ein solches aus schwerer Seide, kunstvoll gebunden. Die Bürgersfrauen waren durchaus städtisch gekleidet. Die sich ihnen zuzählende Fanni präsentierte sich ganz modern.

Der meergrüne Stoff, bei dem sich die Hausiererin zu ihrem Schaden verrechnet hatte, war zu einem faltenlosen Rock verarbeitet. Er spannte über dem hochgewölbten Leib und war nach vorne ganz übermäßig gehoben. Sie war in eine hellrosa Bluse geschnürt und auf dem stark gebrannten Haar baumelte ein runder Hut mit vielen Rosen beputzt. Die zarten und kalten Farben ihrer Toilette stimmten schlecht zu ihrem fahlen Teint. Aber sie blickte sehr selbstbewußt und die Gevatterinnen fanden sie ganz ungehörig elegant. Bald hatte sich ein Kreis um sie gebildet; die Weiber brannten darauf, näheres über den Gasser Peterl zu hören, der nach langer Abwesenheit plötzlich aufgetaucht war und eine recht gute Figur machte. Fanni empfand in diesem Augenblick ihre ganze Wichtigkeit und wußte sie auszukosten.

„Ja, der Peter — der wohnte bei ihnen und gebe ihr gehörig zu tun. Wie denn nicht — so ein Stadtherr — verwöhnt und schrecklich gebildet — der gehe nicht jeder zu — der is gar penibel, ui! Aber er und sie verständen sich prächtig miteinander und es sei schon eine Freud, sich mit so einem zu unterhalten."

Auch Mathias Gasser mußte Rede stehen. Er wurde von den Männern in die Mitte genommen und über den Schwestersohn ausgefragt.

Er behielt sein verschmitztes Lächeln und antwortete so vorsichtig, daß die Neugier nur um so reger wurde.

„Na freili, er is noch immer da, er is ja a hiesiger, es kann ihm's neamd wehren."

„Was is er denn? Was will er denn? Von was lebt er denn?" erscholl es rundum.

Mathias zuckte die Achseln: „Ja, wenn man das wüßt."

„Nirgend hat er sich noch vorg'stellt, weder beim Herrn Bezirksrichter, noch beim Herrn Pfarrer," bemerkte der Postmeister.

„Noch bei mir," fiel der Bürgermeister, der eben herzu trat, sehr ungnädig ein.

„Drei Sonntage ist er schon hier und hat noch keine Messe gehört," tadelte der junge, vor kurzem hierher versetzte Herr Steuereinnehmer, der durch seine Strenggläubigkeit dem dummen Volk imponieren, bei seinen Vorgesetzten aber sich beliebt machen wollte. Es war ihm bisher weder nach unten noch nach oben hin gelungen. Steuereinnehmer ist eben ein undankbares Geschäft und er war überdies als heimlicher Jesuit verschrien. Selbst der Pfarrer mochte ihn nicht leiden, nur der zelotische junge Kaplan schenkte ihm seine Gunst.

Mathias Gasser zuckte nur immer die Achseln.

„Der gibt nit viel aufs Kirchengehen und um die Obrigkeit hat sich der nie nit viel kümmert, das merkt's ös eh."

„Aber wir werden uns um ihn kümmern," sagte streng der Bürgermeister. „Wie steht's mit seinem bisherigen Lebenswandel?"

„O je!" Mathias zog die Schultern noch höher und fuhr sich mit der Hand über den Mund, als wollte er sagen, wünsch wohl g'speist zu haben. Dann sagte er vorsichtig: „I was selbst nix bestimmtes, müßt's Eng halt in Salzburg erkundigen."

Aber dies entschiedene Zurückweichen erschien den Leuten erst recht verdächtig und sie wollten wissen, in welcher Absicht Peter hierher gekommen wäre.

„Das kann ich den Herren schon sagen," ließ sich der Sägemüller vom Winkel vernehmen.

„A G'schäft will er machen." Und er erzählte den Aufhorchenden, wie er heute früh vom Winkel herüber gegangen, habe er am Gassergrund die aufgepflanzte Tafel bemerkt und darauf stand geschrieben, „diese Baustelle ist zu verkaufen". „Dem Mathias, dem Schlaucherl, wird's wohl nix neues sein," fügte er lachend hinzu.

Aber der Mathias sah eben so verblüfft aus, wie alle andern. Der allgemeine Ummut brach los.

„Was, der will verkaufen? — Was heißt denn das? — Wo hat denn der eine Baustelle? Ja, wo denn?"

„Wo? Halt sei' Schottergruben," höhnte der Wirt.

Ein aufgebrachtes Lachen folgte den aufgeregten Fragen. Und nun gab jeder seine Meinung dahin ab, daß das unmöglich sei, es wäre doch eine zu große Frechheit, das als Baugrund zu bezeichnen, „wo nix als Stoaner sein".

„Glaubt's Oes denn, daß jemand so a Narr is und ihm das abkauft?" fragte der Bürgermeister.

„Na, so dumm is kaner," bestätigte der Drechsler. „Da wären doch andere und bessere Gründ im Ort."

„Und andere Leut', die verkaufen möchten."

Und nun schien es, als hätte jeder von ihnen einen oder zwei schöne Gründ zu verkaufen, die sich zum Bauen herrlich eigneten, aber es war noch keinem eingefallen, ein Taferl dahin zu setzen.

„Das is ein Abg'wichster," lachte der Sägemüller, „der find't schon einen, den er über's Ohr hauen kann."

„Oho, aso," tönte es entrüstet zurück.

„Was verlangt er denn für die Klafter?" fragte der junge Maurermeister, der anfing Baupläne zu machen und billige Gründe suchte, „fünfzig Kreuzer geb ich ihm für die Klafter."

„Du mit Deinen fünfzig Kreuzer, laß Dich ham geigen," schnauzte ihn der Bürgermeister an, „das war amal, jetzt gibt's das nicht mehr in St. Bonifaz."

„Und i hab die Vorhand," schrie der Mathias dazwischen, „das is schon abg'macht zwischen uns."

„Aber meine Herren," mahnte der Wirt, „wozu sich ereifern, auf den roglichen Stoanerhaufen wird doch niemand was hinbauen, selbst a Grillenhäuserl müßt abirutschen."

Alle lachten erleichtert auf. „Recht hat er."

„Und ein' Garten kann man da auch nicht anlegen, es wachst ja nix auf den Stoanern."

„Höchstens zwischen den Stoanern — 's Unkraut."

„Ha, ha, he! Da hab'n wir Spaß g'habt," lachte der Mathias. „Die Zwetschgenbäum' san auf meiner Seit und 's Wasser a."

„Na also — na sixt es — da is also schon aus mit der Herrlichkeit," tröstete der Bürgermeister.

„Und meldet sich ein Käufer, könnte ja in der Gemeindekanzlei auf diese Tatsache hingewiesen werden," fügte der Steuereinnehmer mit listigem Blinzeln hinzu.

Allgemeines Gelächter. Man trennte sich, von dieser Enquete völlig befriedigt.

Der Kaufmann hatte für den Kirtag ein Weinstübert eingerichtet für vornehmere Kunden, im Schanklokal beim „Roten Rössel" war das Faß Bier angeschlagen und die Kirtagmusikanten bliesen bereits zum Tanze auf. So traten die einen hier, die anderen dort ein, um sich vor dem Gänsebraten, der sie daheim erwartete, noch mit einem Gläschen zu regalieren.

Auch Fanni hatte von der Gelegenheit profitiert und saß beim „Roten Rössel", wo ihr Mann die Trompete blies. Sie war selig, sich noch länger in ihrem Putze zeigen und im Wirtshaus mit den Männern sich ein bissel unterhalten zu können. Sie war munter und gesprächig, kokettierte mit den Alten wie mit den Jungen, ließ sich das Freibier ihres Mannes gut schmecken und tat den Gästen auch beim roten Tiroler Bescheid. Als die Frau Wirtin ihr mit einem Stück Torte aufwartete, verzehrte sie es in gehobenster Stimmung. Sie fühlte sich als eine Persönlichkeit, der man Aufmerksamkeiten erwies, es schmeichelte ihr, es machte sie übermütig und als der lustige Sägemüller sie zum Tanze aufforderte, gab sie ihm keinen Korb. Sie walzte und polkte von nun an lustig drauf los. Bald flog sie von einem Arm in den anderen. Sie tanzte nicht schlecht, trotz ihrer Bürde und es machte den Männern Spaß, die Dicke herumzuschwenken. In den Zwischenpausen kam sie zu ihrem Mann, um sich an seinem Bier zu laben, welche Wonne, es kostete nichts, da konnte man sich einmal ordentlich „hineinlegen". Sie wurde immer fideler, die selten genossene Freiheit exaltierte sie, die Männer wurden auch immer toller und legten sich ihr gegenüber immer weniger Zwang auf. Tanzen, trinken, spaßen, lachen, puffen und sich puffen lassen — rasch vergingen die Stunden. Endlich konnte sie sich kaum mehr auf den Füßen halten und ihr Mann, der sich erst über ihre Festlaune gefreut hatte, wurde jetzt zornig und schickte sie heim.

Als sie aus der heißen Stube in die Luft trat, hatte sie einen Schwindelanfall. Sie schloß die Augen und ließ sich auf die Bank vor dem Hause niedersinken. Der Markt war zu Ende und auf dem Platz sah es jetzt gar unordentlich und wüst aus. Ein heißer Wind wirbelte Staubwolken auf und trieb mit ungezählten Papierfetzen sein Spiel. Zerbrochenes Kinderspielzeug, Scherben aller Art lagen umhergestreut auf dem Boden, der von den Unmassen Koriandolis, mit denen man sich beworfen, dicht besät war und in allen Farben des Regenbogens schimmerte. Die Männer gingen daran, die Buden abzubrechen, die Frauen packten die Waren zusammen. Trotzdem stellten sich noch Käufer ein und Lebzelter und Spielwarenhändler inszenierten noch rasch einen Ausverkauf.

Als Fanni wieder zu sich kam und die Augen aufmachte, glaubte sie zu träumen.

Ihre sämtlichen Kinder, sogar der kleine Loisi', die sie daheim unter der Obhut der Ma-

ridai gelassen, lärmten und sprangen wie kleine Teufel hier am Platze herum, farbige Fähnchen in den Händen, Trompeten im Munde. Die Gretel trug allerlei Spielzeug, ein Pferd, einen Wurstel, eine Puppe im Arm. Sie stand neben Peter und der Maridai vor der Pfefferkuchenbude und lachte, weil der Vetter auch hier einen Einkauf machte.

Auch Peter lachte über die Einwendungen der Maridai, die schier verängstigt war über die Habsucht der Kinder, die, nachdem sie etwas erhalten, nun alles wollten. „Ihr habt die Händ' voll Sachen," rief sie, „seid doch nicht so unverschämt", aber da hatte auch sie ihren Kirtag: Er hing ihr das rotseidene Tücherl über die Schulter. Sie blieb verwirrt und sprachlos und schreckte über die unverhoffte Detonation eines Knallbonbons zusammen, als wäre sie mitten ins Herz getroffen. Das war eine Sensation. Die Kinder strampelten vor Vergnügen, jeder wollte nun auch knallen lassen. Und als Peter bunte Fächer, Hauben, Helme den Hülsen entnahm und sie damit auszuschmücken begann, schien die Lust ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Jetzt war die Reihe zu ziehen an Maridai. Er hielt ihr das Bonbon entgegen, sie zog an, hei, wie das knallte.

„Was ist denn drin?" fragte die Neugier. Ein Mützchen aus rotem Seidenpapier in der Form einer phrygischen Mütze kam zum Vorschein. Alle langten danach. „Weg mit den Händen," rief er und versuchte es der Maridai auf den Kopf zu setzen. Sie hielt ganz still unter seinen tastenden Händen. Ein Sonnenstrahl, der seinen Weg durch das Blätterdach der Linde gefunden, flimmerte in goldenen Lichtern über ihr blondes Haar, dessen graziöser Schmuck in Feuer getaucht schien. Er tat einen Schritt zurück, um sie zu betrachten und wie sie jetzt die blauen Augen zu ihm emporhob, war er betroffen von Ausdruck und Reiz dieses Köpfchens.

„Reizend, ganz reizend," sagte jemand hinter ihm, „das ist ja die Personifikation der Freiheit, die just geboren ward." Peter nickte unwillkürlich; er hatte ähnliches empfunden. Rasch hatte er sich umgedreht. Ein Herr, die Kamera in der Hand, stand hinter ihm, er hatte eben geknipst. Peter trat grüßend auf ihn zu und sagte höflich: „Ich möchte wohl gerne einen Abzug von der Aufnahme haben, die Sie soeben gemacht haben. Sie sind Photograph?"

Der Fremde maß den Anspruchsvollen mit einem stolzen Blick. „Mein Herr, ich bin Amateur," sprach's und ging.

„Jessas, jessas, die Kinder!" lallte die Fanni, die wankenden Schrittes herangekommen.

„Und da — da — das alles habt's ös kriegt?" sie schlug die Hände zusammen, „aber Pe — Peter — was sa — fallt denn Dir ein!" Und als ihre verglasten Augen jetzt auf Maridai fielen, die das papierne Mützchen vom Kopfe gerissen, aber das rotseidene Tuch, das er ihr geschenkt, um den Hals geschlungen trug, „wie — wie — wie schaust denn Du aus! — So was — Schön's der Maridai. — Ja, wa — was — sa — fallt denn Dir ein, — was — sa — sa —" sie stammelte nur mehr unartikulierte Laute; kreideweiß werdend, brach sie zusammen.

Peter, der ihren Zustand sofort erkannt, fing sie auf.

„Geh mit den Kindern voraus," flüsterte er der Maridai zu. „Ich bring sie heim."

(Fortsetzung folgt.)

Ich glaube, daß die Natur ihre Kinder nicht in Kasten, Klassen, Rassen, Korporationen und Kategorien eingeteilt hat, daß sie nicht die einen bestimmt hat, Herren und Gebieter, reich und müßig zu sein, alle Vorrechte zugemessen, ohne eine Last zu tragen, glücklich zu sein und im Ueberfluß zu schwimmen, — die anderen aber, Sklaven zu sein, beherrscht und arm, unter der Arbeit zu erliegen, alle Lasten zu tragen, ohne einen Vorteil zu genießen, unglücklich zu sein und des Nötigen zu entbehren.

Etienne Cabet, Kommunistisches Glaubensbekenntnis, 1871.

Satirische Dichtung der deutschen Renaissance.

Von Ernst Kreowski.

(Fortsetzung.)

Zu den Reformationsstreitern gesellt sich auch Hans Sachs (1494–1576) mit seinem berühmten Liede auf

„Die wittenbergisch Nachtigall,
So man jetzt höret überall".

Diese Allegorie ist doch auch mit satirischem Einschlag durchiegt. Da treten die Bischöfe, Aebte, Pfarrer als Wölfe auf, die uns Menschenlehren vorsagen, während alles auf das Geld gerichtet ist. Die Schlangen sind Mönche und Nonnen, die ihre guten Werke verkaufen:

Umb gelt, käs, bier, liecht und schmalz,
Umb hüner, fleisch, wein, kleien, salz,
Damit sie in dem vollen leben
Und samblen auch groß schätz darneben usw.

Besonders ist noch seiner Dialoge zu gedenken, die nach Huttens Beispiel in Prosa geschrieben, sämtlich von Religionsinteressen handeln.

In einem derselben disputiert ein Schuster (Hans Sachs) mit dem Chorherren, dem er soeben ein Paar Stiefel gebracht hat, über allerhand kirchliche Fragen. Es zeigt sich hierbei, daß der Ofenheizer die Bibel besser kennt als sein geistlicher Herr. Das hitzige Wortgefecht wird abgebrochen, als man in den Chor läuten hört. Der Schuster verabschiedet sich, und der Chorherr macht mit seiner Köchin über diesen Vorfall allerlei Bemerkungen. Bevor er in die Kirche geht, gibt er ihr noch Befehl, Anstalten zu einem Bankett zu treffen, die Bibel aus der Stube wegzutragen, dagegen Würfel und Karten herbeizuschaffen, weil ihn der Kaplan mit einigen anderen Herren besuchen werde. . . .

Eine ungleich wichtigere Quelle sind Hans Sachsens unzählige Werke aber für die Sittengeschichte seiner Zeit. Der Dichter vergißt nicht den verlumpten Adel, nicht den heruntergekommenen Klerus, die fahrenden Leute, die wilden, in Völlerei versunkenen Landsknechte, die gelehrten Vaganten, das Bauernvolk in seiner ganzen öden Verdummung, vor allem auch nicht den Teufel, der im Sinne jener Zeit als die Summation aller Laster erzdumm war. Weil „das ganze Land der Narren voll", so stellt er sie mit wohligem Behagen an den Pranger. Treffend charakterisiert er die Bewohner des Schlaraffenlandes. Sie sind träge, schläfrige Menschen, Faulpelze, Dummköpfe, Müßiggänger, die nur auf den Genuß bedacht sind und sich, wie alle Ignoranten, eines herrlichen Wohlbefindens erfreuen:

Wer unnütz ist, will nichts nit lehren,
Der kombt im Land zu großen ehren.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverstanden alle frist,
Aus dem macht man im Land ein Fürsten.
Wer dölpisch ist und nichtsen kann,
Der ist im Land ein edelmann usw.

Um Grobe, Geizige, Leichtfertige, Zänker, Ehebrecher und Unzüchtige wieder „freisinnig", d. h. vernünftig zu machen, empfiehlt er für Deutschland die Einrichtung eines Narrenbades.

Die Hauptkämpen der katholischen Partei haben im Reformationsstreit die groteske Satire ebensowenig verwandt wie ihre lutherischen Gegner. Dagegen ist sie vertreten in der protestantischen Flugschriftenliteratur jener Jahre. Sie ist sehr reich an Pasquillen, Spottliedern und Schmähschriften. Neben der auch hier vorkommenden direkten Satire (z. B. Neuw Kasthaus, Triumphus veritatis usw.), welche in Invektiven und Grobheiten schwelgt, und der dialogischen Satire, welche die lutherischen beziehungsweise christlichen Einrichtungen den päpstlichen gegenüberstellt, um das Abscheuliche der letzteren desto greller hervortreten zu lassen, neben den allegorischen Satiren nehmen die grotesken einen besonders hervorragenden Platz ein. Sie erhalten, um besser zu wirken, Unterstützung durch zahlreiche allegorisch-satirische Holzschnitte.

Da ist z. B. das Bild des Papsteseis, eine ganz merkwürdige Gestalt, deren jeder Teil eine besondere Eigenschaft des Papstes darstellt. So symbolisiert der Eselskopf den Papst selber, der Elefantenfuß statt der rechten Hand versinnbildlicht die geistliche Macht des Papstes. Als Esel, einmal sogar mit der Tiara auf dem Kopf, erscheint er mehrfach. Oder er reitet auf einem Schwein, in der Hand ein Gefäß voll Schmutz haltend; oder er tritt uns als Fuchs entgegen oder als ein von drei Furien gepflegtes Kind. Hier sieht man unter einer Megära, ein entsetzlich häßliches, nacktes und hageres Weib mit Schlangenhaaren; sie hält den dicken Papstsäugling auf dem Arm und gibt ihm zu trinken. Darunter stehen die Verse:

Die wird geboren der Widerchrist,
Magära sein Säugname ist,
Alecto sein Kindermeidlein,
Tisiphone die gängelt in.

Ein anderes Bild zeigt ein furchtbares Ungeheuer: eine Art Teufel mit sieben Köpfen, Fledermausflügeln und Frauenkörper, aus dessen Unaussprechlichem der Papst heraus kommt. Er selber gebiert die Kardinäle usw.

Die protestantische Satire warf sich zunächst auf die Verspottung aller äußerlichen Dinge im katholischen Gottesdienst. So in einer dieser grotesken Satiren die Krankheit der Seelenmesse („Ein klegliche Botschaft an den Bapst die Selmesse betreffend, welche krank ligt und will sterben sampt einem Gesprech etlicher Personen"). Beim Vatikan herrschte darüber die größte Aufregung; denn, wenn die Messe stirbt, meinen Papst und Kardinäle, „da ist alles verloren, da ist es aus mit uns. Da müssen wir unsere feisten Huren fahren lassen". So scheint es zu sein, weil sogar die ehemals gut kirchlichen Bauern die Messe „anspeien". Dennoch will man nicht gleich jede Hoffnung aufgeben und ruft bewährte Aerzte: den Dr. Kochlöffel, Cunz Affe, Nickel Füllsloch, Dr. Katzenbart u. a. herbei. Aber selbst die tollsten Experimente wollen nicht mehr helfen; die Messe „ist dem Tode schon näher denn Schaffhausen dem Rhein, sie zuckt mit den Achseln, die Augen sind ihr eingefallen, sie ist Aals bleich umb den Schnabel und so röslich um die Backen, wie ein ungebacken Weißbrot oder ein wohlgesotten Ei." . . . Andere Satiren verhöhnen den Kultus göttlicher Anbetung, welchen die Katholiken mit dem Papste, aber auch mit dem Gelde trieben. Mit die ärgsten Angriffe finden wir jedoch in „der Papisten Handbüchlein" im Abschnitte „Secreta Sacerdotum". Da wird des langen und breiten auseinandergesetzt, wie der Geistliche leben soll:

„Ein papistisch Bischoff, Pfarrherr, Prediger soll ein unverschampter Hurer und Ehebrecher sein, keinen Tag nüchtern, ein Weinsäufer, Spieler, beißig, neidisch, zankisch, geizig, der unehrlich Handel treibe, haushalte mit Huren und Buben, mit Heuchlern und Stockmarren, Bastart und Hurenkinder habe, und in allen Lastern und Schanden erfunden werde." . . Wenn sie mit ihren Huren „fluchen und schelten sich krimen und krazen, raufen und stechen, daß mans übers dritte Haus hört," wenn sie ihre Feinde, die Prediger des göttlichen Wortes „lästern, verachten, schmähen, schänden, hinterreden, belügen und helfen verfolgen und verjagen": dann befolgen sie nur die Gebote ihres Herrn und Meisters, des Teufels, der ein Mörder und Lügner ist. . . .

Angesichts dessen braucht man sich über den regen Briefwechsel und Gedankenaustausch zwischen Luzifer und dem Vatikan nicht zu wundern, noch weniger darüber, daß die ganze

Klerisei noch viel schlimmer ist als Beelzebub. In einem anderen Pamphlet („unterred des bapsts und seiner cardinälen" usw.) aus dem Jahre 1524 wird die Freundschaft mit dem Höllenfürsten aber noch übertrieben. Es handelt sich um die Frage, was zu tun sei, um die Reformation zu unterdrücken. Schließlich kommt man zu dem Entschlusse, den Himmel zu stürmen. Der Papst an der Spitze von 172 Legionen von Christus verstoßener Engel sowie einiger Tausend Schweizertruppen: — und so wird der Rachezug gewagt. Nach vergeblichen Verhandlungen soll der Kampf beginnen. Da tritt der Engel Gottes auf, und im Namen des Herrn straft er die Verirrten:

Ihr müßt zum Feuer gan,
Das ist Euch bereit immer und ohn End,
Denn Ihr habt Christum nicht erkennt!

Schärfer als in dieser Satire ist die Ueberhebung des Papsttums wohl nirgends gegeißelt worden — selbst nicht von Murner und Fischart. Thomas Murner (1475—1536) kommt, obwohl er eine Anzahl von Pamphleten gegen Luther und dessen Bestrebungen geschleudert hat, doch gerade nur durch diese Schriften mit dem Reformationsstreit in lose Berührung. Denn jene poetischen Werke, die ihn auszeichnen, sind größere und allgemeinere Satiren, in welchen er einzelne Andeutungen ausgenommen, hauptsächlich die Blößen des geistlichen Standes aufdeckt.

Ille Schütze-Schur: **Alte Frau.**

Murner war zum Satiriker geboren. Wenn Brant die menschlichen Gebrechen vom Standpunkt des ernsten Sittenrichters mit Schärfe und selbst mit Bitterkeit geißelte, so suchte sie Murner mehr als lächerlich darzustellen. Er äußert sich einmal über diese Absicht folgendermaßen:

„Ich habe in allen meinen Werken die Sünden bekämpfen wollen. Ich habe wohl eingesehen, daß man die Welt mit ernsten Worten nicht bessern kann; sie hört auf solche nicht. Wollte ich die Leute Sünder nennen, sie würden mit Fäusten nach mir schlagen; aber wenn ich sie Narren, Schelme, Gäuche nenne, so lachen sie und hören aufmerksam zu. Nur so kann ich meinen Zweck erreichen."

Nun, bei seinem reichen Witz, seinem unerschöpflichen Humor, seiner lebhaften Phantasie fehlte es ihm nicht an passenden, oft sehr wirksamen Mitteln. Diesen Vorzügen gesellt sich dann noch diese umfassende Menschenkenntnis zu. Und dann darf man den Mut nicht vergessen, mit dem Murner nicht bloß die Geistlichkeit, sondern auch den Adel und die Mächtigen öffentlich in den kräftigsten Ausdrücken tadelte.

Der Abschnitt in der Narrenbeschwörung z. B., in welchem er die Raubritter geißelt, ist einer der gelungensten. „Man erzählt von König Ferdinand", läßt er einen edlen Ritter sagen, der sich „vom Sattel nährt", d. h. Raubzüge zu Pferde macht, „daß er viel neue Inseln, reich an Spezerei, Silber und Gold aufgefunden habe. Das ist keine Kunst; ich finde Inseln, wann ich nur will. So oft ich ein Schiff auf dem Rhein erblicke, zwinge ich es, ans Land zu fahren, und ich finde darin auch Spezereien, Silber und Gold. Das hat vor mir niemand gewußt, daß so reiche Inseln auf dem Rhein zu finden seien. Meine Entdeckungen bringen mir viel ein, und dabei bleibe ich ein Edelmann wie zuvor."

(Schluß folgt.)

Neues von den Dampfturbinen.

Von Karl Hermann.

(Schluß.)

Die Spannung im Dampfakkumulator, die wegen der wechselnden Ein- und Rücklieferung sehr schwankt, darf man selbstverständlich nicht zu hoch bemessen, am besten nicht mehr, als wenn die Kolbendampfmaschine in die Luft auszupuffen hätte, also ungefähr ½ Atmosphäre Ueberdruck. Aus dem Dampfdom des Akkumulators erhält nun die Turbine ihr Treibmittel, die als Niederdruckturbine von vornherein für mäßige Dampfspannung und desto breiteren Dampfstrom eingerichtet wurde. Da ihren Abstoß der Kondensator einschluckt, beträgt die gesamte Druckdifferenz, die auf die Turbine wirkt, immerhin 1½ Atmosphäre. Mit solchen Nachausbeutungen erreichte Rateau an der Niederdruckturbine zwischen 300 und 600 Pferdestärken, wobei die Turbine nicht unbedingt Dynamomaschinen zu bewegen brauchte, vielmehr auch die neuartigen, für hohe Tourenzahlen konstruierten Rotationsgebläse, -Kompressoren und -Pumpen treiben konnte. Die zuletzt genannten Maschinen schließen natürlich ebenso gut ein weites Anwendungsgebiet für Hauptdampfturbinen ein, denen wir uns nun wieder zuwenden möchten.

Die Dampfturbinen, die wir jetzt noch beschreiben, können nach dem Zweck unserer Darstellung nicht alle die verschiedenen Systeme sein, die man aus Modifikationen dieser und jener Art entwickelt hat oder die sich in den Wirkungsweisen von den vorgenannten nicht allzuviel unterscheiden; so zum Beispiel die Zoellyturbine, die mit der Rateauschen, oder die Sulzerturbine, die mit der Parsonschen verwandt ist. Diejenigen Turbinen, die sich unter dem Sammelnamen der „wenigrädrigen" vereinigen ließen, beginnen mit der Riedler-Stumpfmaschine, die unseres Wissens weniger praktische als wissenschaftliche Bedeutung erlangte. Riedler und Stumpf unternahmen Experimente mit Scheibenrädern aus Nickelstahl, die relativ gewaltige Durchmesser, bis zwei Meter, und deshalb großen Umfang besaßen. In diesen war eine künstliche Schaufelreihe eingearbeitet, auf die der Dampf nach dem Aktionsprinzip schlug. Es wäre wohl ausführbar gewesen, den Hochdruck des Kesseldampfes in doppelter Abstufung durch nur zwei Radkammern zu teilen und direkt an jedes Rad gelangen zu lassen, und dennoch keine höheren als die heute gewählten Tourenzahlen zu erhalten. Um das Rätsel zu verstehen, wollen wir daran erinnern, daß ein bestimmter Punkt eines großen Umfanges schon an und für sich bei der Rotation des Rades einen viel längeren Weg zurückgelegt als an einem kleinen Rad, wenn sich beide einmal herumgedreht haben. Unter ein und derselben sekundlichen Tourenzahl wird das große Rad demnach eine viel höhere Umfangsgeschwindigkeit aufweisen, oder umgekehrt, zu ein und derselben sekundlichen Wegstrecke, die der Punkt am Umfang durcheilen soll, sind bei dem kleinen Rad mehr, bei dem großen weniger Umläufe nötig. Das sehen wir wohl jederzeit an den verschiedenen Wagenrädern der Straße, den Transmissionen der Fabrik usw. Weil es nun in der Dampfturbine lediglich auf die Umfangsgeschwindigkeit, jedoch nicht die Tourenzahl ankommt, rotiert die Riedler-Stumpfturbine mit ihren weiten Rädern zwar mit der verlangten erheblichen Umfangs-, aber relativ geringen Drehschnelligkeit. Leider ist die Ausführung der Idee maschinentechnisch weniger vorteilhaft, da vor allem die feindlichen Zugkräfte im Radmetall furchtbar wachsen.

Tatsächlich bieten indes breite Raddurchmesser Vorteile, sobald man sie nicht derart ins Extreme steigert, weshalb man auch in der Curtisturbine davon Gebrauch macht. Diese in Amerika beliebte Maschine konstruiert man dort mit senkrechter Achse, den Gehäusekörper unten, die meist direkt damit verbundene Dynamomaschine oben, so daß das ganze Aggregat einen zuckerhutähnlichen Aufbau erhält.

Bezeichnend für die Curtisturbinen ist nicht allein die Verwendung breiter Raddurchmesser, vielmehr ein neues Hilfsmittel zur Erreichung geringerer Drehschnelligkeiten, das ein Gegenstück zur Druckabstufung bildet, die „Geschwindigkeitsabstufung". Ordnet man vor dem Rad einer reinen Aktionsturbine eine Düse an, worin der Dampf sofort völlig expandiert und die heftigste Schnelligkeit im Flug eingetauscht, so würde dem Rad eigentlich die größte Rotationsgeschwindigkeit gebühren. Man normiert es aber für langsameren Lauf. Dann rächt sich augenblicklich der Dampfstrahl, indem er mit bedeutender Flugschnelligkeit weiter fließt. Darum fängt man ihn sofort in einem weiteren Kanal ab und bringt ihn zu einem zweiten Rad; daß er da Arbeit findet, besänftigt ihn, er verläßt es diesmal mit mäßigerer Flugschnelligkeit und nach einem dritten oder vierten Rad hat er sich in harmlosen Abdampf verwandelt. So geschieht es ungefähr in der Curtisturbine, nur vereinfacht man die Sache dadurch, daß man die aufeinanderfolgenden Laufkränze an den Rand eines einzigen Rades mit weitem Durchmesser setzt und den Dampf d r u c k ebenfalls in zwei Kammern abstuft.

Wegen der Funktionsweise und der senkrechten Stellung der amerikanischen Curtisturbine ist die Anordnung der einzelnen Organe etwas anders als sonst. Das eiserne Postament ist rund und in der Mitte zu einem Sockel verstärkt, von dem nach allen Seiten hin strahlenartig feste Versteifungsrippen eingegossen sind. Der Sockel selbst umfaßt das Fußlager der Radachse, der Hohlraum des Postaments dient als Abdampfkanal. Es folgen danach die beiden flachen Radkammern; auf ihrem Deckel ruht mit konsolähnlichen Tragfüßen das Dynamogehäuse, das oben an der Spitze das andere Stützlager der Welle hält. Jeder Radumfang trägt übereinander drei Laufschaufelkränze, zwischen die vom Gehäuse her feste Leitschaufelkränze hineinragen. Der Dampf tritt zu den Düsen der oberen Radkammer, expandiert bis zum halben Druck, strömt mit der resultierenden Fluggeschwindigkeit durch Lauf- und Leitschaufelkränze, gelangt mit der noch übriggebliebenen Spannung zur zweiten Radkammer und hier wird er über die anderen Geschwindigkeitsstufen hinaus vollends ausgebeutet. Gewiß gehört Curtis das Verdienst, einen kompakten und im Prinzip außerordentlich einfachen Dampfmotor geschaffen zu haben, dessen Raumbeanspruchung gegenüber einer gleichstarken Kolbenmaschine mehr als bescheiden ist. In Deutschland fabriziert man die Curtisturbine mit horizontaler Achse, wobei sich aber die Dimensionen nicht allzu sehr ändern. Das breite, flache Gehäuse steht vorn zwischen den Enden der mehr hufeisenförmigen Fundamentplatte, in deren Hauptfeld die Arbeitsmaschine und ein Zwischenlager ruht. Je nach der beabsichtigten Leistung der Dampfturbine und dem zukünftigen Betriebscharakter gibt man ihr einen oder zwei Radkammern, den größten indes eine Kammer für Hochdruck, mit einem zweikränzigen Rad, und einen Niederdruckkörper aus mehreren Rädern, die zwischen Scheidewänden laufen. Die Raumersparnis bei den Curtisturbinen wird durch die Tatsache ausgedrückt, daß auf dem Platz einer der modernen Großdampfmaschinen 4 Turbinen derselben Leistung installiert werden können.

Da unsere Zeilen nicht dem Fachstudium, sondern nur unterhaltender Belehrung gewidmet sind, und wir die Hauptklassen der heutigen Dampfturbinen erschöpft hätten, müssen wir es uns versagen, die technischen Einzelheiten der aus den verschiedenen Fabriken hervorgegangenen übrigen Turbinen zu besprechen. Die in den obigen kurzen Schilderungen aufgezählten Vorzüge besitzen die Dampfturbinen im allgemeinen, wie ihnen auch fast gemeinsame Nachteile anhaften. In mancher Beziehung freilich vermochten sie die Kolbendampfmaschine nicht zu überflügeln. Das gilt nicht allein für die Umlaufschnelligkeit; in manchen Fällen wäre es erwünscht, die Arbeitskraft der Turbine mittelst Treibriemen fortzuleiten, und da zeigt es sich, daß dies bloß einzelne Konstruktionen erlauben, andere nur ungern, andere gar nicht. Sie ertragen lieber eine große Last, die gleichförmig rings um ihre Achse angreift, als den nach einer Seite gerichteten Zug des Riemens. Verdenken darf man es ihnen nicht, denn die einseitige Zuggewalt könnte sich auf Lager und Turbinen-Rotationskörper fortpflanzen und störende Verschiebungen verursachen. Und dann im Schiffsbetrieb, wo die Arbeitslast der Propeller rings auf die Achse wirkt, machten andere Tatsachen Schwierigkeiten, obwohl die Dampfturbine da ausgezeichnet wäre! Dort ist die Tourenzahl von 1000 pro Minute noch zu hoch, sie muß bis etwa 500 ermäßigt werden. Außerdem ist in jeder Turbine mit der Lage der Düsen und Schaufeln die Drehrichtung festgesteckt, die indes an der Schiffsmaschine gewechselt werden soll, und das ist so nicht möglich. Man hat Abhilfe geschaffen durch die Einfügung der „Rückwärts"-Turbinen, überhaupt besondere Schiffsturbinen konstruiert, mit denen man der Schwierigkeiten so ziemlich Herr wurde. Einzelne Turbinendampfer fahren ja gegenwärtig bereits. Selbstverständlich wird die Technik hier wie anderorts fortschreiten, vielleicht erleben wir es, daß die Dampfturbine, die jetzt schon vielfach die Kolbendampfmaschine verdrängte, sie endgültig schlägt.

Am Galgen vorbei.

Erinnerungen einer Mutter. Von S. A. Sawinkowa.

(Fortsetzung.)

Ich eilte zum Staatsanwalt. Dieser, Herr Wolkow, ließ mich ebenfalls nicht lange warten; er empfing mich fast sofort. In großer Aufregung betrat ich sein Zimmer. Mir stand bevor, einen Menschen zu sprechen, dessen einzige Aufgabe in jenem Augenblick darin bestand, meinen Sohn zu verurteilen und ihn dem Tode zu weihen. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Mensch alles, was in seiner Macht liegt, aufbieten wird, damit sein Vorhaben gelingt. . . .

„Herr Staatsanwalt, ich komme, Sie um die Erlaubnis zu bitten, meinen Sohn zu sehen!"

Das blasse, nervöse Gesicht des Staatsanwalts zuckte, und er heftete seinen kalten Blick auf mich.

„Tut mir leid — ich darf nicht. Die Sache ist nicht bei mir!"

„Wieso? Ich komme soeben vom Untersuchungsrichter, wo mir ausdrücklich erklärt wurde, daß die Sache Ihnen übergeben worden sei."

„Vielleicht! Aber übergeben, heißt noch nicht erhalten. Ich besitze das Material nicht."

„An wen soll ich mich denn nun wenden?" fragte ich verzweifelnd.

„Ich weiß nicht!" war die Antwort.

„Bei wem kann denn das Material dieser Sache jetzt sein?"

„Vielleicht beim Zivilstaatsanwalt, unter dessen Aufsicht die Untersuchung geführt worden ist. Augenblicklich ist es aber nicht bei mir und ich kann Ihnen keinen Erlaubnisschein erteilen."

Er verneigte sich und ging fort. Mir blieb nur eins übrig — auch fortzugehen. Ich begab mich dann zum Zivilstaatsanwalt. Zum Glück öffnete mir Herr Kenigssen selbst die Türe und lud mich ein, einzutreten. Kenigssen hatte nicht das Aussehen eines pedantischen Beamten. Seine ersten Worte waren einfach und warm.

„Sie haben gestern Ihren Sohn gesehen? Der Untersuchungsrichter sagte mirs."

„Ich komme gerade deswegen, Herr Staatsanwalt. Der Untersuchungsrichter hat mir versprochen, daß ich heute meinen Sohn werde besuchen dürfen. Nun ist er unterdessen verreist. Ich richte jetzt an Sie, mein Herr, die Bitte, mir zu erlauben, meinen Sohn heute zu besuchen!"

Das Gesicht des Prokurors wurde lang.

„Ich kann nicht."

„Warum?" fragte ich.

„Deshalb, weil die Sache nicht mehr bei mir ist, sondern beim Staatsanwalt des Militärgerichts und von ihm hängt es ab, Ihnen den Besuch zu erlauben."

„Aber, Herr Staatsanwalt," erwiderte ich verzweifelt, „dieses Hin- und Herschicken sieht wie eine Verhöhnung aus! Der Untersuchungsrichter ist verreist; der Festungskommandant gibt keinen Einlaßschein ohne Erlaubnis des Staatsanwalts; der Staatsanwalt des Militärgerichts schickt mich zu Ihnen; Sie sagen, der Besuch hängt von ihm ab. Wo ist denn hier die Wahrheit?"

„Ich weiß nur eins," erwiderte der Staatsanwalt, „daß die Sache an das Militärgericht abgeschickt wurde."

„Abgeschickt, aber nicht erhalten wurde."

„Dann wird er das Material heute Abend erhalten. Es ist wohl in irgend einer Vermittelungsinstanz stecken geblieben. Morgen wird er Ihnen gewiß erlauben, Ihren Sohn zu sehen."

„Morgen?" schrie ich außer mir. „Und wenn über dem Kopfe Ihres Sohnes der Tod schweben würde, würden Sie dann bis morgen warten?"

Ich sah, wie er verlegen wurde.

„Würden Sie von den wenigen ihm noch übrig bleibenden Tagen nur einen versäumen wollen? Könnten Sie ruhig warten?"

Der Staatsanwalt schaute nachdenklich aus dem Fenster; er überlegte augenscheinlich etwas. Dann nahm er eine Feder in die Hand, warf auf mich einen Blick, überlegte noch ein Weilchen, dann ließ er sich endlich an dem Tisch nieder.

„Nehmen Sie Platz, ich gebe Ihnen einen Zettel!"

Ich sah ihn mit tiefem Dankgefühl an: ein Tschinowwik, aber doch ein Mensch! Er drückte ein Siegel auf das beschriebene Blatt Papier, faltete es sehr genau in vier Teile und überreichte es mir.

„Ich danke Ihnen! sagte ich aus dem tiefsten Grunde meiner Seele und das Herz pochte mir freudig: bald werde ich meinen Sohn sehen!

Der Staatsanwalt begleitete mich bis zur Türe und schloß sie hinter mir.

Auf der Treppe entfaltete ich instinktiv das Blättchen, welches ich von ihm erhalten hatte. Folgendes war darin zu lesen:

„Ich habe nichts einzuwenden gegen den Besuch der Mutter Sawinkow bei ihrem Sohn. Staatsanwalt Kenigssen." Und weiter unten die Nachschrift: „Die Sache befindet sich beim Staatsanwalt des Militärgerichts."

Also hatte er mir ein ganz bedeutungsloses Papierchen gegeben, denn einen Besuch kann mir nur derjenige erlauben, unter dessen Aufsicht die Untersuchung augenblicklich geführt wird. Mit einer solchen Nachschrift würde ich natürlich zum Sohne nicht zugelassen werden; er gab mir also dies Papierchen nur, um mich loszuwerden. Alles Blut strömte mir zu Kopfe; ich kehrte zur Türe zurück und zog heftig an der Glocke. Diesmal öffnete mir das Dienstmädchen.

„Der Herr ist beschäftigt und kann niemand empfangen!"

Aber ich hörte nicht auf sie, schob sie beiseite und ging direkt in sein Arbeitszimmer.

„Herr Staatsanwalt! Alles hat seine Grenzen! Was soll denn dies da?"

Es fiel ihm gar nicht ein, sich zu verteidigen; er stand verlegen, die Augen niedergeschlagen. Schließlich nahm er aus meiner Hand das Blättchen, riß es in Stücke und schrieb einen anderen Zettel. In seiner Anwesenheit, auf der Stelle, las ich ihn durch, da ich dem Herrn keinen Glauben mehr schenkte.

„Erlaube der Mutter Sawinkow ihren Sohn zu besuchen! Staatsanwalt Kenigssen."

„Aber," sagte er streng, „ich bitte Sie, sich in dieser Angelegenheit nicht mehr an mich zu wenden."

Ich verneigte mich schweigend und eilte nun in das Innere der Festung.

General Schemjakin war nicht mehr anwesend; mich empfing sein Stellvertreter, Kapitän Olongren.

Ein Schwede von Geburt, von ausgesuchter Höflichkeit, konnte er als ein Beispiel dienen, wie es möglich ist, sich menschlich zu benehmen, ohne den Rahmen der Vorschriften und Gesetze zu verlassen. Der Einlaßschein wurde schnell niedergeschrieben, alle gesetzlich erlaubten Bitten wurden bereitwillig und ohne Schikane erfüllt. Um die Sache nicht in die Länge zu ziehen, sah er selbst das Verzeichnis der Gegenstände durch, welche für die Gefangenen zugelassen werden. Er war der erste, von dem ich ein Wort des Mitleids vernahm.

„Verzweifeln Sie nicht! Wenn es so ist, wie Sie sagen, daß Ihr Sohn unschuldig ist, so werden dies doch die Richter wohl herausfinden!"

Ich weiß nicht, sprach er aufrichtig oder nicht, aber ein gutes Wort in einer schweren Lebensstunde wirkt tröstend; ich empfand es jetzt. So wenig Vertrauen ich einem Militärgericht auch entgegenbrachte, regte sich doch tief in meiner Seele die Hoffnung: und vielleicht doch, vielleicht werden die Richter wirklich die Wahrheit herausfinden! . . . So ist nun einmal die menschliche Natur beschaffen: man *will* glauben, man *will* hoffen, und deshalb hinterließen die von Kapitän Olongren gesprochenen Worte ein angenehmes Gefühl in mir.

Als ich im Laufe der Zeit Gelegenheit hatte, mit General Schemjakin zu sprechen, bemerkte ich auch an ihm keine Bosheit.

„Was für eine Bedeutung hat General Neplujew für meinen Sohn," sagte ich, „daß er seinetwegen das eigene Leben riskieren sollte? Und wer hinderte meinen Sohn, sich zu verbergen und nicht ins Hotel zurückzugehen, da er doch Geld und einen Paß besaß."

„Aber warum gestand er nicht sofort seinen Namen?" fragte der General.

„Weil er auf eine Verschiebung der Gerichtsverhandlung nicht rechnete und überzeugt war, daß man ihn noch vor unserer Ankunft hinrichten werde; er wollte nicht, daß wir, seine Verwandten, leiden sollten; er glaubte, daß, wenn ich einmal später davon erfahren würde, in einem Jahre oder noch später, daß ich dann dies Leid leichter ertragen werde.

„Nun," sagte General Schemjakin gutmütig, „vielleicht ist es auch so; das Gericht wird es schon herausfinden."

Dies — „das Gericht wird es herausfinden" — war wieder tröstend für mich zu vernehmen, aber nur für einen Augenblick. Der Zweifel schlich sich bald wieder in meine Seele.

„Veranlassen Sie Ihren Sohn, daß er keine Zettel mehr an die Gefangenen schreibt; man war gezwungen, ihm Tinte und Feder wegzunehmen," fügte der General hinzu.

„Ich versprach ihm dies. Die Gutmütigkeit des Generals war besonders anerkennenswert in Anbetracht dessen, daß er selbst, wie ich erfahren hatte, beinahe ein Opfer der Katastrophe geworden wäre, da er so nahe der Explosionsstelle war, daß er von Blut bespritzt wurde, was ihm natürlich leicht hätte feindlich stimmen können gegen diejenigen, welche der Tat verdächtigt waren.

Was den Zettel, den der General erwähnt hatte anbetrifft, erfuhr ich folgendes: Der 16-jährige Makarow, den mein Sohn früher weder gesehen noch gekannt hatte, mit dem er aber jetzt, als mit einem Leidensgenossen, sympathisierte, übergab meinem Sohne einen Zettel, in welchem er ihn um Rat fragte, wie er sich während der Gerichtsverhandlung zu verhalten habe. Die Antwort meines Sohnes ging dahin, daß Makarow, da er sich zu einer solchen Tat entschlossen habe, jetzt ruhig und mutig dem Tode entgegengehen müsse. — „Was uns anbetrifft," hatte mein Sohn hinzugefügt, „so werden wir uns an die Wahrheit halten, da wir an dieser Sache unbeteiligt sind; aber wir werden, wenn man uns zum Tode verurteilt, ruhig sterben."

Dies war der Inhalt jenes Zettels, den Makarow seinen von der Regierung gestellten Verteidiger — dem Kapitän Obadschijew — vorzeigte, und dieser fand nichts Besseres zu tun, als diesen Zettel der vorgesetzten Behörde vorzulegen. Es ist leicht zu begreifen, welchen Eindruck diese Tat des Kapitäns Obadschijew auf die Angeklagten machen mußte. (Forts. folgt.)

Feuilleton.

Möwenflug.

In ewiger Sehnsucht vermählt
küssen sich Himmel und Meer.
Wellengestählt
schwingen die Möwen weithin und her
durchs Tor der Unendlichkeit.

Und im Wellengeläut,
das aus der Brandung bricht,
zuckt ihr Leben und streut
silberne Rufe ins Licht.

Zur Weite beglückt
und selig gelöst vom Tag
überbrückt
ihr blitzender Flügelschlag
die Allunendlichkeit.

Frei und hoch strahlt das Reich
ihres Jubels ... Und fahl,
einsamen Inseln gleich,
dämmert das Land ihrer Qual.

Robert Walter-Freyr.

Unsere Bilder. „Die Kunst ist wahrlich im Leben; man muß sie nur herausreißen können," so ungefähr sagt Albrecht Dürer. Aber das ist für den Künstler nicht leicht. Einmal verliert er sich gern an das ihn umgebende Dasein; er vergißt das Große, die Idee des Lebens. Dann wieder, wenn er großzügig komponieren will, verflüchtigt sich die Wirklichkeit. Kunst und Leben, Idee und Wirklichkeit zu verbinden, das ist die Aufgabe.

Die beiden Bilder sind eine Illustration hierzu. Das Alter hinterläßt seine Spuren. Es zeichnet die Runzeln in das Antlitz. Es gibt dem Körper die gebeugte Haltung. Das Auge blickt matter. Alles drückt ein Nachgeben, eine Sehnsucht zum Ausruhen, ein Gehenlassen aus. Diese „alte Frau" hat es gewiß nicht leicht gehabt im Leben. Gebeugt und gebückt sitzt sie da. Sie hat gesorgt und gearbeitet, und ihr Dasein hätte vielleicht mehr Freude haben können. Aber man sieht, das Leben hat sie nicht viel zum Besinnen und Anklagen kommen lassen. Es hat sie eingereiht in die Scharen derer, die still vorüberziehen, deren Größe niemand merkt. Denn das ist das besondere: es ist ein Einzelschicksal, das hier gegeben ist, aber es ist etwas Typisches, Allgemeines darin. Diese „alte Frau" könnte auch heißen: „Schicksal" oder: „Das Leben". Im einzelnen ist das Erlebnis des allgemeinen herausgespürt, und damit ist etwas zustandegekommen, das Monumentalität besitzt. Hart sind die Züge; großgesehen ist der Körper. Wie zufällig hingesetzt ist er, wir glauben gern, daß das eine Bäuerin ist, die irgendwo, in einem Dorf lebt. Aber trotzdem ist noch etwas Weiches in dem Bild, eine Güte, die in hartem Leben gewonnen ist. Die Alte ist eine Frau geblieben, die viel gesehen hat und manches erlebte und verstehen kann. Man glaubt ihr auch, daß sie noch lächeln kann, milde, verstehend. Sie hat sich nicht knechten lassen von der Not des Lebens. Sie ist ein Mensch geblieben, wenn auch die Arbeit den harten Stempel ihr aufdrückte. Dies alles ist darin; es ist fein dem Leben nachgefühlt und gestaltet. Aber es ist nicht sentimental. Und so kommt schließlich noch etwas heraus, das vorhanden ist, weil dieses kleine Dasein, das wir oft nicht beachten, über das wir hinwegsehen, mit mitempfindendem Verständnis erlebt wurde. Eine Monumentalität ist darin, die wir spüren, wenn wir absehen von dem Detail, wenn wir das Ganze groß auf uns wirken lassen. Dieses Große kommt in der einfachen, schlichten Art zum Ausdruck. Nichts Zufälliges, Kleinliches, kein Nebenwerk stört auf dem Bilde. Vor dunklem Hintergrunde die Gestalt, weiter nichts. Die Haltung charakteristisch, sachlich, beinahe streng. Durch diesen Verzicht in der Komposition, die alles Kleinliche fernhält, die dahin strebt, die bleibenden Züge herauszuholen und das Leben, das Einzeldasein groß zu sehen, kommt eine Monumentalität zustande, die nicht künstlich gewonnen ist. Sie ist bewußt gestaltet, und es ist das Feine, daß doch an der Wirklichkeit nichts geändert, zu ihr nichts hinzugetan ist. Darum sind auch die Farben hier nicht grell und bunt. Auf große, schlichte Kontraste, ein Grau, ein Braun, ein Schwarz, nur der Krug leuchtet effektvoller heraus, ist alles zurückgeführt. Die Linien sind alle ruhig, die Flächen groß und einfach. Es ist eine eindrucksvolle Harmonie in dem Bilde, weil die Einzelheiten beschränkt sind — und doch glauben wir an die wirkliche Existenz — und das Großzügige klar betont ist. Ein ernstes Streben bekundet sich in dieser Art, die bemüht ist, den Realismus zu vertiefen, Kunst unmittelbar aus dem Leben herauszuholen. —

Auch in dem zweiten Bilde, dem „Gänsemarkt", ist ein Motiv aus dem alltäglichen Leben herausgegriffen. Häuser umstehen den Marktplatz, über den einzelne Personen gehen. Ein grüner Planwagen im Vordergrund rechts, vollbehängt mit Gänsen. Zwei Frauen feilschen. Der Gaul träumt. Auch hier ist alles gesehen, wiedergegeben. Aber es ist nicht nur Wiedergabe. In Wirklichkeit wimmelt es hier vielleicht mehr. Es ist ein stillerer Winkel. Und da kommt etwas Besonders heraus. Märkische Kleinstadtstimmung, etwas Verträumtes, Abgelegenes. Das liegt auch hier wieder in der sachlichen Art. Und es ist darauf Rücksicht genommen, daß diese Stimmung sich nicht zu sehr vordrängt; sie bleibt diskret. Das aber ist gerade die märkische Note, das Heimliche, Stille. Auch hier spricht das Farbige entscheidend mit: der grüne Wagen, das helle Fleisch der Gänse, die graubraunen Häuser, die weißen Wolken, das macht einen wohlig abgeschlossenen Eindruck, der sich nicht aufdrängt, aber um seiner Schlichtheit willen wirkt.

Es sei erwähnt, daß dieselbe Künstlerin auch vor zwei Jahren zu der Maifeier-Zeitung Entwürfe beisteuerte. Sie gab das Titelblatt mit dem kraftvoll dastehenden jungen Arbeiter, hinter dem sich symbolisch die Großstadt breitet, mit Essen und Fabriken. Im Mittelbild führte sie in die Werkstatt ein; alles ruht; draußen führt eine jugendliche Gestalt, die die Fahne schwingt, die Schar der Männer vorbei; harte Gesichter, mit Augen, die das Ziel sehen. Die beiden Seitenbilder dieses nach Art der alten, dreiteiligen Schöpfungen komponierten Blattes führen in die Familie ein: Die Frau putzt zum Festtag sorgsam die Kinder, die das Fenster erklettern, um den Zug zu sehen. Die allgemeine Bedeutung, die Idee des symbolischen Titelbildes, das Wirkliche des Vorganges des großen Mittelbildes — auch hier der Versuch, an das Leben resolut anzuknüpfen und Kunst aus der Wirklichkeit zu holen.

Sebastian Brant über Unarten bei Tisch. Mit Sebastian Brant, von dem in unserem Artikel über „Satirische Dichtung" ausführlicher die Rede war, beginnt für die deutsche Literaturgeschichte die Neuzeit. 1494 erschien das Hauptwerk des Baseler Professors, das „Narrenschiff". In Straßburg 1458 geboren, ist Brant nach langer Wirksamkeit in Basel erst 1501 in seine Vaterstadt zurückgekehrt und dort als Stadtschreiber 1521 gestorben. Von seinen Schriften überlebte ihn nur das „Narrenschiff", das schon bei seinen Lebzeiten Brants Namen über die deutschen Sprachgrenzen hinaustrug, ins Lateinische, Holländische, Französische und Englische übersetzt wurde. Heute ist von Brant und seinem „Narrenschiff" außerhalb des Kreises der Literaturhistoriker nur wenigen mehr als der bloße Name bekannt. Dieses Geschick hat der alte Satiriker nicht verdient. Mit dem Maßstabe des Aesthetikers gemessen ist seine Dichtung freilich bei ihrer formellen Unbeholfenheit ohne Zweifel nicht viel wert. Dagegen ist das „Narrenschiff" sittengeschichtlich außerordentlich interessant. Indem es die Schwächen, Torheiten und Laster der deutschen Nation in ihren verschiedenen Schichten verspottet, regt es zum Vergleich zwischen der mehr als 400 Jahre zurückliegenden Zeit seiner Entstehung und der deutschen Gegenwart an. So sehr sich auch vieles in dieser langen Periode gewandelt hat, so richtet sich doch Brants Spott zum guten Teil gegen Dinge oder Charakterzüge, die uns noch keineswegs fremd geworden sind. Und sympathisch berührt dabei, daß er von den meisten Vorurteilen und Fehlern des besitzenden Bürgertums, dem er angehörte, selbst frei war. Die obwaltende Mammonsanbetung ist ihm widerwärtig. Er hält sich darüber auf, daß jeder nur soviel gelte, als er Geld in der Tasche habe, und daß selbst der weise Salomo nicht in den Rat gelassen würde, „wenn er ein armer Weber wär' oder ihm stünd' der Seckel leer." Gegenüber der allgemeinen Kriecherei vor „Herrn Pfenning" predigt Brant Achtung vor der Armut und preist sogar das entschwundene Zeitalter, wo niemand Geld geachtet oder etwas allein besessen habe, sondern alle diese Dinge Gemeingut gewesen seien. Scharfe Beobachtungsgabe befähigte ihn, die menschlichen Narrheiten naturgetreu zu schildern. Eine gute und amüsante Vorstellung davon, wie Brant humorvoll die Unsitten darzustellen vermochte, die er um sich verbreitet sah, gibt das Kapitel, das sich betitelt: „Von Unzucht bei Tische". Da handelt er von den Mängeln an Lebensart, die ihm beim Mahl an seinen Zeitgenossen und Landsleuten aufgefallen waren. Er fängt damit an, daß manche mit ungewaschenen Händen zu Tische kämen. Einige eignen sich ohne Umstände die besten Plätze an, die anderen zukommen und vorbehalten sind, so daß sie erst mit deutlichen Worten aufgefordert werden müssen, Platz zu machen und herunterzurücken. Ein anderer fällt ohne weiteres über die Schüssel her, ohne abzuwarten, bis die Reihe an ihn kommt:

„Der auch so eilig essen muß,
Daß er so bläst in Brei und Mus,
Strengt an die Backen ungeheuer,
Als fehle er in Brand 'ne Scheuer."

Mancher beträufelt Tischtuch und Kleid und legt zur Unlust aller Gäste wieder auf die Schüssel, was ihm entfallen ist. Andere sind so faul, wenn sie den Löffel zum Munde führen, dann hängen sie den offenen Rüssel so über Platte, Mus und Schüssel, daß, wenn ihnen etwas herunterfällt, es gleich wieder in die Schüssel kommt. Etliche sind so naseweise, daß sie vorher das aufgetragene Gericht beschnuppern und dadurch anderen Leuten den Appetit verderben. Etliche kauen etwas im Munde und bringen es dann wieder zum Vorschein, um es auf Tischtuch, Schüssel oder Erde zu werfen, wobei manchem übel wird. Oder es lehnt sich einer über den Tisch, hält Umschau, wo die besten Stücke Fleisch zu finden sind und bemächtigt sich deren, wenn auch anderes näher liegt. So einen, der sich allein füllen will und nicht anderen das Gleiche gönnen mag, den nennt man Schlingrabe, Leersnäpfli, Schmierwanst, Fülldenmagen. Ein anderer füllt die Backen so, als wenn sie ihm voll Stroh steckten. Er pflegt beim Essen ringsum zu spähen wie die Affen, und schaut begehrlich auf jeden, ob der vielleicht mehr ißt, und ehe der einen Mund voll nimmt, hat er schon vier oder fünf verschluckt. Mancher trinkt, während er noch den Mund voll Speise hat, und hat es dabei dermaßen eilig, daß ihm ein Teil aus der Nase rinnt. Den schmutzigen Mund wischt keiner mehr, so daß im Trinkgefäß das Fett umherschwimmt. Schmatzen beim Trinken ist nicht fein und für andere Leute unangenehm. Auch durch die Zähne schlürfen ist nicht schön. Vom beständigen Zutrinken und vom Vornehmen der Nagelprobe durch Umkehren des Humpens ist Brant gar kein Freund:

„Ich trink' für mich, doch keinem zu,
Wer sich gern füllt, ist eine Kuh."

Den Trinksitten hat er übrigens noch ein besonderes Kapitel gewidmet, worin er sich als abgesagten Feind der landesüblichen Unmäßigkeit und des Saufkomments kundgibt, und sich in seiner Ueberzeugung von der Kultur- und Fortschrittswidrigkeit des Zechens bis zur Uebertreibung versteigt, zu sagen:

„Der Mensch könnt' frei, kein Knecht mehr sein,
Wenn Trunkenheit nicht wär' und Wein."

Nicht gut zu sprechen ist Brant auf die Leute, die bei Tisch immer allein das Wort haben, keinen anderen zu Worte kommen lassen. Nicht besonders appetitbefördernd wirken die Verse, wo von einem die Rede ist, der sich in dem Grinde kratzt und der auf die Jagd geht nach Wild mit sechs Füßen und dem Ulmer Schild (Kreuz), welches Getier er erst auf dem Teller knillt, um dann mit den Fingern lustig in die nächste Schüssel zu fahren. Ein anderer schneuzt sich die Nase mit den Fingern und putzt diese dann am Tisch ab. Wieder andere, die Arme und Ellenbogen und schier alle Viere auf den Tisch legen, vergleicht Brant mit jener Braut von Geispitzhain, der ihre Mutter gesagt hatte, sie müsse die Beine, d. h. die Knöchelchen, auf den Tisch legen. Sie legte nun ihre eigenen Beine auf den Tisch, und als sie sich dann nach ihrem Kopftuch bückte, entfuhr ihr über'm Tisch ein F ... In etlichen Punkten ist Brant selbst zweifelhaft, was mehr zu empfehlen sei, z. B. ob es wirklich für so sehr grob zu halten sei, mit den Fingern in das Salzfaß zu greifen. Er hält das immer noch für richtiger, als mit dem Messer Salz zu nehmen. Denn die gewaschene Hand sei wahrlich besser und sauberer, als jene Klingen, die man in der Scheide mit sich bringe, und wovon manche vielleicht erst vor kurzem dazu gedient habe, eine Katze zu schinden. Das wären so die hauptsächlichsten unter den Tischunarten, die Brant aufzählt. Er erklärt seine Blütenlese selbst für unvollständig: wenn er alle aufzählen wolle, so müßte er ein Buch machen so dick wie die Bibel, soviel Mißbrauch pflege man beim Essen zu treiben. Geschmeichelt hat er unseren biederen Altvordern jedenfalls nicht mit seinem Bild von ihren Unarten bei Tisch.

x. y.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantw. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. — Druck: Vorwärts Buchdruckerei, Berlin SW. 68.